

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 21

Artikel: Das Wunder des Lebens
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der gewünschten Richtung ausbrechende Wollträger zusammengetrieben. War oft eine Stunde und mehr hinter einem halben Duzend besonders eigenwilligen Vierbeinern her galoppiert, um sie mit Bitten und Drohungen, mit Schmeicheleien und Verwünschungen dazu zu bewegen, sich der Hauptherde wieder anzuschließen. Hatte geholfen, die Widder von den Schafen, die Jungen von den Müttern zu trennen. War halb zertrampelt, gestoßen und geschunden worden. Aber dann, endlich, erreichten wir die riesigen Umzäunungen, von denen aus die Tiere dann in kleinen Trupps zum Scherer herbeigeholt werden; endlich mußte ja die Zeit gekommen sein, die mich in dem vorsorglich mitgebrachten weißen Arztmantel inmitten meiner hoffentlich bereits vorhandenen Patienten sehen würde

Es gab Patienten! Es gab in den nächsten Wochen gegen achtzigtausend Patienten für mich, die ich zu behandeln hatte! Innerhalb weniger Tage waren sieben Lastautos mit insgesamt rund zweihundert Schafscherern eingetroffen, die sich nunmehr an ihre Arbeit machten. Jedem Scherer wird ein ununterbrochener Strom der wolligen Vierbeiner zugeführt; mit geübtem Griff wirft er ein Tier nach dem andern kurzerhand auf den Rücken und läßt es solange zappeln und herumschlagen, bis es sich beruhigt hat und die kommende Prozedur geduldig über sich ergehen läßt. Dann wird die elektrische Schere angefeht, die die Wolle in zehn Zentimeter breiten Streifen, plattenähnlichen Stücken, der Länge nach herunterholt, worauf das Trocknen, Entfetten und Verpacken für den Versand in die Veredelungsunternehmen der Küste beginnen kann. Der ganze Vorgang wickelt sich mit unglaublicher Geschwindigkeit ab, denn der Scherer wird ausnahmslos nach der Höhe seiner Leistung entlohnt und hat daher ein Interesse daran, möglichst viele Tiere innerhalb eines Tages zu bearbeiten. Und durch diesen Umstand allein war meine Anwesenheit auf der Farm bedingt.

Denn obwohl dem Scherer für jede Nachlässigkeit bei seiner Arbeit eine Geldstrafe angehängt wird, weil er sonst, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht achtsam genug mit den wertvollen Schafen umgeht, so läßt es sich trotzdem kaum vermeiden, daß fast jeder der Vierbeiner beim Abnehmen der Wolle von der Schere mehr oder minder leicht verletzt, gezwickt oder geschnitten wird. Meistens handelt es sich dabei allerdings nur um winzige Hautrißer, die nicht einmal Blut hervorbringen und daher auch an sich ganz bedeutungslos wären. Aber Australien leidet unter einer furchtbaren Plage, die alljährlich fast vier Prozent des Schafbestandes, einen Wert von gut vier Millionen Pfund Sterling, vernichtet: die Schmeißfliege, die sich übrigens sogar in den Großstädten höchst unliebsam bemerkbar macht. Diese Insekten bevölkern die Schaffarmen in unvorstellbaren Mengen, legen sich mit Vorliebe in den Wunden der Tiere fest und legen in diese ihre Eier; in der Weißglut der Sonnenhitze entwickelt sich sodann in wenigen Stunden, bei besonders günstigen Voraussetzungen sogar schon in etwa dreißig bis vierzig Minuten eine ekle, wimmelnde Masse von Maden, die das von ihnen in Besitz genommene Schaf in Kürze zum Verenden bringt.

Und daher braucht man eben einen Mediziner auf der Farm! Nicht etwa um kranke Menschen zu behandeln; mit denen werden nicht viele Umstände gemacht. Sondern um die vom Scherer kommenden Schafe zu waschen! Denn diese werden, sobald sie ihre Wolle gelassen haben, durch einen engen Gang zu einem riesigen, in die Erde eingelassenen Badebottich getrieben, in den sie, da sie freiwillig nicht gehen würden, einfach hineingestoßen werden. Das Badewasser besteht aus einem starken Infektionsmittel, das nicht nur etwaige Wunden vom Schmutz und Fett der Wolle reinigt, sondern auch die gefährlichen Schmeißfliegen mit ihrem unzähligen Nachwuchs vernichtet. Und so stand ich denn an diesem Bottich, ausgerüstet mit einem langen Stock

und drehte die geschorenen Schafe in der Flüssigkeit ein paar mal hin und her, tauchte sie liebevoll unter und betupfte sie an besonders arg zugerichteten Stellen vermittelt eines langen Pinsels außerdem noch mit Jodtinktur. Tag für Tag, mehrere Wochen hindurch, „behandelte“ ich so meine Patienten, wusch und pinselte sie, bis sie von einem mir beigegebenen Gehilfen wieder in ihre Umzäunungen getrieben wurden.

Underthalf bis zwei Pfund Sterling verdient ein geübter Schafscherer im Tag und davon muß er den „Doktor“ am Badebottich miterhalten. Denn dieser bekommt von jedem Scherer pro Schaf einen bestimmten Betrag, der sich ebenfalls auf zwei Pfund täglich zusammenzulaufen vermag. Also kein schlechtes Geschäft, wenn man bedenkt, daß Essen und Quartier natürlich frei sind.

Die australische Schafschur bedeutet trotz der niedrigen Wollpreise noch immer einen Betrag von jährlich rund 30 Millionen Pfund Sterling für das Land und ist trotz der vielen unvermeidlichen Rückschläge, Dürre, Ueberflutungen, Ueberfälle seitens der Dingos, der wilden Hunde Australiens, für den kapitalkräftigen Farmer, aber nur für diesen, auch heute noch ein gewinnbringendes Geschäft. Von jenem, für den fünften Erdteil so bedeutungsvoll gewordenen Jahre 1793 an, da der Kapitän John Mac Arthur auf einer kleinen Parzelle bei Sydney mit einer Herde bengalischer Schafe und ein paar englisch-spanischen Böden die Zucht begann, ist die Entwicklung dieser wichtigen Industrie in unermüdlicher Arbeit zielsicher gesteigert worden. Heute dürfte der Schafbestand Australiens weit über hundert Millionen Tiere betragen und steht damit gleich hinter dem Rußlands, den er allerdings in Güte und Menge der gewonnenen Wolle bei weitem übertrifft, liefert er doch den vierten Teil des Weltbedarfs und in den feinen Merinoqualitäten sogar die Hälfte. Dabei hat sich die Ausbeute der Schur von etwa zwei Kilo vor sechzig Jahren heute auf durchschnittlich vier Kilo, in Ausnahmefällen auf bis zu neun Kilo von jedem Schaf gesteigert.

Und dieser Tatsache sollte ich nach Beendigung der Schur dann doch noch ein paar Monate wissenschaftlicher Arbeit verdanken. Zwar handelte es sich auch dabei wieder nur um eine „Praxis“ unter Schafen, aber ich war doch endlich Bottich und Pinsel losgeworden. Denn mein Chef zog mich zu einer Reihe von Experimenten heran, die der Verbesserung der Zucht, der Steigerung und Veredelung der Wollausbeute dienen sollten. Wir hatten beispielsweise auf der Farm reichlich tausend Widder, von denen die wertvollsten leicht Preise von bis zu fünftausend Pfund Sterling erzielen; es lohnt sich also recht wohl, den Möglichkeiten der Aufzucht jede Aufmerksamkeit zu schenken, hängt doch die Güte der Wolle neben dem Klima in erster Linie von der Geschicklichkeit ab, die Tiere in glücklicher Auswahl miteinander zu kreuzen. Und so zog ich denn nach sieben Monaten Aufenthalt ganz zufrieden mit meinen Erfahrungen wieder von der Farm ab. Zufrieden auch deshalb, weil ich zu guter Letzt meinen Arbeitgeber wenigstens noch an einer Rippenfellentzündung behandeln konnte. Zehn Semester müssen ja doch zu mehr gut sein als nur zum Schafwaschen!

Das Wunder des Lebens.

In Berlin fand vor kurzem eine Ausstellung in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm statt, die sich mit dem Gesetz, der Lehre, dem Träger, der Stätte und der Erhaltung des Lebens in anschaulicher Weise befahte. Sie soll auch in die Schweiz kommen.

Wunder des Lebens! In jeder Sekunde unseres Daseins begegnen wir ihnen, in allem Walten der Natur loden oder schreden sie uns, immer sind sie gegenwärtig, ob wir

sie nun erkennen oder nicht. Sie sind, sich ewig erneuernd, die Träger der Welt, ihr Atem hält in Werden und Vergehen den Kreislauf der Dinge wach.



Der durchsichtige Mensch, ein Wunderwerk moderner Ausstellungstechnik und einer der Höhepunkte der Ausstellung, zeigt Grösse und Form der inneren Organe des Menschen, sowie den Bau des menschlichen Körpers.

Eine Ausstellung will jetzt die „Wunder des Lebens“ dem Menschen bewußt machen. Sie vermag nicht, ihre tiefsten Geheimnisse zu entschleiern, aber sie kann die Wunder deuten, näherrücken und in ihrer Wirksamkeit klarlegen. Alles in allem immer noch ein kühnes Unterfangen, das aber wirklich restlos geglättet ist! Denn Sinn und Charakter sprengen jeden herkömmlichen Rahmen. Das Wissen um die wundervolle Organisation des menschlichen Körpers soll vertieft, und der Mensch als die höchste Organisationsform der Natur soll in den Mittelpunkt gestellt werden. Aber diese Ausstellung „Das Wunder des Lebens“ geht noch weiter! Sie betrachtet den Menschen nicht lediglich als ein biologisches Wesen, als ein interessantes Schaustück. Sie vollendet das „Wunder des Lebens“ konsequent, indem sie die Lebensgesetze, nach denen die Natur selbst wirkt, in ihrer letzten und höchsten Ausprägung darbietet: nämlich in der Ordnung des menschlichen Lebens innerhalb der großen Gemeinschaft, innerhalb des Volkes.

Selten war wohl das Ziel einer Ausstellung so hoch gesteckt wie hier. Im Mittelpunkt steht der Mensch. Wo sonst in diesen Hallen Maschinen und Apparate standen, wo die vielfältigsten Gegenstände in bunter Folge wechselten, wo die Erzeugnisse des menschlichen Gehirns und der menschlichen Hand Bewunderung erweckten, wo Schnitte durch die Wissenschaft und Kultur der Welt gelegt wurden — dort tritt diesmal alles andere zurück und macht dem Menschen Platz, dem Menschen, der in dieser Art noch nie Objekt einer Ausstellung gewesen war. In vier großen Gruppen werden die Lehre vom Leben, die Träger des Lebens, die Erhaltung des Lebens und die Stätten des Lebens herausgearbeitet und faßbar gemacht. Diese Ausstellung liefert den Nachweis, daß der menschliche Geist auf diesem gewissermaßen höchst privaten Gebiet neue Wege zu finden in der Lage ist, denn wissenschaftliches Material muß nicht langweilig dargeboten werden. Ein Beispiel nur aus dieser grandiosen Schau: Der Kraftfahrer kann die Konstruktion seines Benzinmotors deutlich und plastisch darstellen. Daß aber seine Hand, dieses edelste Werkzeug des Körpers mit 38

Muskeln, 29 Skeletteilen und zahlreichen Gelenken und Blutgefäßen eine Einheit von unnahabmlicher Präzision und unerschöpflicher Vielseitigkeit bildet, das hat er wohl bisher nicht gewußt.

In einem großen Aufriß, dem eine ganze Halle gewidmet ist, findet die „Lehre vom Leben“ ihre Darstellung. Hier wird das Wunder der Natur in seiner unvergänglichen, herausgehenden Größe offenbar: wenn das Geheimnis der Zelle sich öffnet, wenn Auge und Ohr und wenn die übrigen Sinnesorgane in ihrer seltfamen und doch klaren Mechanik faßbar werden, wenn Knochen und Muskeln, Atmung und Blutkreislauf plastisch und sinnfällig in Konstruktion und Funktion erscheinen. Das Herz als wundervolle Energiequelle, die Kraftwirtschaft des Körpers, sein Werden, Wachsen und Vergehen — es reiht sich Wunder an Wunder. Ein Wunderwerk dabei für sich ist der „Durchsichtige Mensch“. Wie in einem Märchen dringt das Auge in verborgene Tiefen des Körpers ein und durchschaut so klar, wie nicht einmal Röntgenstrahlen es vermögen, das Innere des menschlichen Organismus. Zu sinfonischer Kraft steigert sich die Schau in der angrenzenden Halle, wo die „Träger des Lebens“, wo Familie, Vater, Mutter und Kind erscheinen. Ein großer Ehrenhof in dieser Halle, mit wichtigen Pfeilern künstlerisch gestaltet und beherrscht von einem Glockenturm, der das Mysterium der Geburt verjinnbildlicht, unterstreicht ganz besonders die Bedeutung der Familie im vollklichen Leben.

Alles in allem eine Schau, wie sie wohl schwerlich in ihrer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit nochmals zu finden sein dürfte.

Zwei Gedichte von Fritz Kocher.

Zerwehte Blüten.

Die weißen Blumen waren aufgeblüht,
die ich seit langem treu und sorgsam pflegte —
sie blühen wohl so licht und wundersam,
weil ich sie heimlich in der Stille hegte.

Und ich stand da wie ein beschenktes Kind,
das freudig lächelt ob der Liebesgaben,
die man ihm aufgebaut zum Frühlingsfest,
staunenden Blicks: Soll ich das alles haben?

O Glüd! die holde, junge Blütenpracht
war mein, vielleicht für eines Sommers Dauer,
da — kam ein Windstoß, plötzlich — über Nacht —
ich spür ihn immer noch, den kalten Schauer,

der mich durchrann, als ich die Blumen sah
am Morgen, ach, nach dieses Sturmes Wüten —
schau her, mein Freund — nicht wahr, du fühlst es auch:
es ist so traurig um zerwehte Blüten

Frühlingsabend.

Die Erlenbäumchen wiegen am Ried,
Die weiten Wiesen träumen;
Vom Windhauch, der über die Erde zieht,
Erzittert's leis in den Bäumen.

Und leise durch meine Seele zieht
Ein Zittern und ein Bangen;
Das macht das ewig neue Lied
Vom Sehnen und Verlangen.

Das klingt und singt durch meinen Sinn
So wundersam, so leise,
Mir ist, als ob verzaubert ich bin
Von der eig'nen, besonderen Weise!